

KERSTIN
SGONINA

Mojito
Nächte

ROMAN

KNAUR 

Besuchen Sie uns im Internet:
www.knaur.de



Originalausgabe September 2015
Knaur Taschenbuch
© 2015 Knaur Verlag
Ein Imprint der Verlagsgruppe
Droemer Knaur GmbH & Co. KG, München
Alle Rechte vorbehalten. Das Werk darf – auch teilweise –
nur mit Genehmigung des Verlags wiedergegeben werden.
Redaktion: Daniela Röll
Umschlaggestaltung: ZERO Werbeagentur, München
Umschlagabbildung: plainpicture / Frauke Schumann
Satz: Adobe InDesign im Verlag
Druck und Bindung: CPI books GmbH, Leck
ISBN 978-3-426-51638-6

2 4 5 3 1

Für Vanessa und Jessica

Trockenschwimmen

Wo habt ihr's gemacht?«, brüllt Annabelle in meinem Handy. Panisch presse ich meine Hand auf den Lautsprecher. Können die anderen meine beste Freundin ebenso kristallklar hören wie ich? Glücklicherweise rammt der Busfahrer gerade seinen Fuß aufs Gaspedal, bis der Doppeldecker mit lautem Röhren an einem Radfahrer vorbeigezogen ist.

Die Frau, deren Ellbogen in meine Rippen drückt, wirkt nicht, als interessiere sie sich für mein Liebesleben. Stattdessen wird sie staffelgeküsst: Immer wenn sie spricht, und sie spricht viel, presst ihr Freund im Anschluss den Mund auf ihren. Kuss, Satz, Kuss, Satz, wie beim Tennis. Millimeterweise versuche ich von ihr abzurücken, raube aber nur einer Schwangeren das bisschen Platz, das sie für ihren Bauch erkämpft hat. Zurück also zu den Turteltauben. Welche revolutionären Ideen die Blondine wohl in Worte fasst, dass ihr Typ so gar nicht an sich halten kann? Oder erfreut sie ihn mit den Erinnerungen an gestern Nacht? Apropos – Annabelle wartet auf meinen Bericht.

»Im Schrebergarten«, flüstere ich in mein Telefon.

»Was?«

»Schrebergarten.«

»Was?«

»Im Kleingartenverein in Weißensee, hinter dem Zwerg-Nase-Weg«, rufe ich, senke meine Stimme aber sofort, als ich die

Blicke der anderen Insassen auf mir spüre. Meine Wangen werden heiß.

»Sorry!«, tönt Annabelle. »Ich hab gestern im White Trash aufgelegt und bin noch halb taub. Was hast du gesagt?«

»Ich melde mich später wieder«, murmele ich.

»Ah, jetzt! Der Ohrschutz war drin. Ein Wunder, dass ich das Telefon gehört hab. Also: Details, wenn ich bitten darf.«

»Ryan hat die Knöpfe seines Hemds geöffnet«, wispere ich und wische meine Hand an der Hose ab. An irgendjemandes Hose, glaube ich, meine eigene fühlt sich anders an. »Darunter schimmerte im Bronzeton seine muskulö...«

»Ich schlafe gleich ein, und das liegt nicht nur an meinem Jetlag.«

»Du warst in Spanien, Annabelle, nicht in den USA. Innerhalb von Europa bekommt man keinen Jetlag.«

»Beim Sónar-Festival aufzulegen ist mindestens so anstrengend, wie zweimal rund um den Erdball zu fliegen. Also Fakten, bitte, und zwar pronto!«

Seit neuestem befindet sich Annabelle im Steilflug in den DJ-Olymp. Berghain und White Trash sind zu einem zweiten Zuhause geworden, und immer häufiger wird sie auch außerhalb Berlins gebucht. Warum sie trotzdem darauf besteht, weiterhin wochentags in einer Videothek zu arbeiten, ist mir schleierhaft.

»Also, Position?«

»Im Stehen.«

»Das hattet ihr aber oft. Probiert doch mal was anderes.«

Der Fahrer tritt auf die Bremse. Eine Traube Menschen wird gegen mich gepresst und kippt in die andere Richtung, sobald der Bus wieder Fahrt aufnimmt. Einem Typen allerdings ist die erzwungene Löffelchenstellung wohl angenehm. Sein Atem kitzelt an meiner Wange. Er riecht wie der meines früheren Cockerspaniels Arnold.

Mühsam wende ich den Kopf. Diesen Geruch halte ich keine zwei Sekunden aus, da hilft es nicht einmal, den Leinenbeutel mit den Gewürzen aus meiner Tasche zu kramen und an meine Nase zu pressen. Doch was tun? Der alten Dame zur Linken kann ich mich unmöglich auf den Schoß plumpsen lassen. Was, wenn sie fragile Knochen hat? Meine einzige Option ist das Kusspärenchen. Mit hoheitsvollem Lächeln schiebe ich mich zwischen sie und ignoriere die wütenden Blicke. Wenn sie weiterhin Zärtlichkeiten austauschen wollen, müssen sie mich miteinbeziehen. Probeweise schnuppere ich und sauge meine Lungen voll. Schweiß und billiges Deo – wunderbar!

»Hat's lange gedauert?«, fragt Annabelle.

»Es geht.«

»Was heißt, es geht?«

»Halbe Stunde vielleicht.«

»Inklusive Vorspiel?«

»Mhm.« Ich sehe Ryans glatt rasierten Oberkörper vor mir, auf dem sich die Muskeln wie aufgemalt abzeichnen. Seine Arme, die sich um mich legten, sein ...

»Was hat er gemacht?«, reißt mich Annabelles Stimme in die Gegenwart zurück.

»Wann?«

»Beim Vorspiel.«

Der Typ, den ich vom Küssen abhalte, mustert mich mit plötzlichem Interesse.

»Ähm, können wir später darüber ...«

»Es gab kein Vorspiel, gib's zu!«

»Doch.«

»Glaub ich nicht.«

»Gab es aber.«

»Neihein.«

»Okay.« Ich senke die Stimme. »Er hat mich gestreichelt, ich hab ihn gestreichelt ...«

»Bähp!«, ruft sie. »Anhalten! Das ist das Langweiligste, was ich in meinem ganzen Leben gehört habe. Wirklich, Emmi, ich wundere mich, dass Ryan noch mit dir zusammen ist.«

»Hey!«

»Tut mir leid, das sagen zu müssen. Oder war da sonst noch was?«

»Mit der Zunge«, sage ich so leise, dass ich mich selbst kaum hören kann.

»Was?«

»Zunge.«

»Was?«

»Zunge!« Mist, jetzt gucken alle. Mit hochrotem Kopf starre ich nach unten und murmele: »Ich schreib's dir per Mail. Vielleicht erzählst du mir lieber von deinem ... Erlebnis.«

Annabelle seufzt. »Brad hat mich verlassen.«

»Was?« Im ersten Moment bin ich schockiert. Dann fällt mir ein, dass der Sänger der Barr Brothers nicht wirklich mit Annabelle zusammen ist. Oder war. Genauso wenig wie Ryan Gosling mit mir.

»Was ist passiert?«, frage ich trotzdem voller Mitgefühl.

»Er ist dauernd mit der Band unterwegs, und echt, ich glaub, ihm sind die Berliner zu cool.«

»Er war ja auch ziemlich alt«, versuche ich zu trösten.

»Allerdings! Der Nächste ist zwanzig, Maximum. Vielleicht kennt Ryan wen. Oder er hat einen jüngeren Bruder.«

Hat er? Keine Ahnung. In meiner Fantasie reden wir meist über mich. Eigentlich nur, wenn ich ehrlich bin.

Während Frauen in anderen europäischen Großstädten mit größerer Wahrscheinlichkeit Opfer eines Terroranschlags werden, als den Mann fürs Leben zu finden, landen Berlinerinnen eher mit Genickbruch in einem ungesicherten Baustellenloch als mit einem halbwegs annehmbaren Kerl in der Kiste. Hier ist eben alles etwas ärmlicher.

Nach einer besonders trostlosen Nacht vor zwei Jahren war Annabelle es leid, selbst bei Volltrotteln abzublitzen. Ein vierzigjähriger Möchtegernrockstar hatte sie in seine Wohnung gelockt, um ihr ein seltenes New-Order-Bootleg zu zeigen. Ein billiger Vorwand, wie sie voll Vorfreude glaubte. Nachdem er aber zärtlich seine Wange an dem Albumcover gerieben hatte, war er neben ihr auf dem Fußboden eingeschlafen. Ihr wurde klar: Sie brauchte eine Sexfrischekur, um wieder attraktiv für das andere Geschlecht zu sein. Doch da biss sich die Katze in den Schwanz. Kein Sex, ohne sexy auszusehen. Kein sexy Aussehen, ohne Sex gehabt zu haben. In einer Buchhandlung kam ihr die zündende Idee. Sie hatte mich nur widerwillig begleitet, stampfte schlecht gelaunt hinter mir her und betonte immer wieder, wie viel cooler ein Plattenladen von innen aussähe. Um meine Ruhe zu haben, griff ich in ein Regal und zog das bunteste Buch heraus, das ich finden konnte. Es hatte eine halb geschälte, rosafarbene Banane auf dem Cover.

»Masturbieren! Super!«

Die Buchhändlerin, eben noch in unsere Richtung unterwegs, schlug einen Haken und steuerte jemand anderen an. Annabelle studierte den Klappentext, pustete sich eine kurze weißblonde Strähne aus ihrer hohen Stirn, legte Letztere in Falten und zerrte an den Ärmeln ihres T-Shirts, bis mir übel wurde – wenn meine Klamotten so viel kosten würden wie ihre, würde ich sie wahrscheinlich nicht einmal zu tragen wa-

gen. Leise vor sich hin murmelnd, las sie hier und dort ein wenig. Dann sagte sie: »Das sollten wir probieren.«

»Was genau denn bitte?«

»Hier steht, dass es eine Trockenzone gibt. Die soll man sofort verlassen. Und zwar durch Fantasie. Wir müssen imaginieren, den wildesten, dreckigsten Sex zu haben ...«

»Wieso wir?«, unterbrach ich sie. »Ich liebe meine Trockenzone. Komm ja nicht auf die Idee, da was zu bewässern.«

»Du machst mit! Ab jetzt haben wir fünf Mal die Woche Sex. Aber vergiss Missionarsstellung und Knutschen, und komm mir bloß nicht mit poetischem Blümchensermon. Ich will Arsch, ich will Titten – is' was?«, wandte sie sich an eine junge Frau mit Kinderwagen, die hastig den Kopf schüttelte und ihrem Baby einen Schnuller in den Mund stopfte, als könne es uns so nicht hören. »Jedenfalls ... wir stellen es uns vor und – peng! – haben wir fantastischen Sex auch in Wirklichkeit.«

Mit dieser Idee hat Annabelle den Jackpot geknackt. Zwar kaum in ihrem Sinn, denn mit real existierenden Männern schlafe ich immer noch nicht, während sich bei ihr nach wie vor nur Loser die Klinke in die Hand geben. Doch ich wäre nie von selbst darauf gekommen, welche Vorteile ein imaginierter Lover hat.

Erstens: Er ist immer in Topform, egal, ob morgens, mittags oder spät in der Nacht. Anstrengende Autofahrt, fünfstündiges Meeting, Ärger mit dem Chef? Nicht existent in Ryans Welt.

Zweitens: Keine Schuppe verirrt sich in sein Haar, kein Fett in die Bauchregion. Wenn er schwitzt, riecht er gut, schwitzt er nicht, sogar besser. Nie hat er kalte Füße, die er an meinen zu wärmen versucht, und weder pupst noch rülpst er, hat jedoch an meinen Prinzessinnengeräuschen nichts auszusetzen.

Drittens: Seine Laune passt sich meiner ideal an. Bin ich sauer, weiß er mich zu besänftigen, weine ich, tröstet er.

Viertens: Er liebt alles an mir. Was ich sage, was ich denke, was ich koche, was ich bin. Selbst wenn meine Silhouette nach einem guten Essen der eines Hängebauchschweins ähnelt. Zudem würde er nie einfach davonspazieren, im Gepäck mein Geld, mein Herz und mein Vertrauen in die Welt.

Wieder legt der Fahrer eine Vollbremsung ein, und ich versinke in einem Knäuel Menschen, der wie ein durch Arme, Beine und Hälse miteinander verbundener Organismus nach vorn kippt.

»Ist deine Schicht schon vorbei?«

Ich ziehe mich in die Vertikale zurück. »Es ist noch nicht mal elf. Ich bin auf dem Weg dahin.«

»Wieso rufst du mich zu so einer nachtschlafenden Zeit an?« Sie gähnt, bis ich ihren Kiefer knacken höre. »Bis nachher. Und gib acht, dass dich keiner beim Nachwürzen erwischt.«

Draußen legt sich die Hitze wie ein feuchtwarmes Tuch um mich. Schon aus dieser Entfernung kann ich das Biancetti-Haus sehen, das mit seinen zwölf Stockwerken wie ein Fremdkörper in den blassblauen Himmel ragt. Als ich um die Ecke biege, wehen mich die nach Pommes und Tiefkühlkost riechenden Böen beinahe um. Mein Arbeitgeber ist europaweit führend in Sachen Lebensmitteln, versucht aber seit kurzem, auch die Türen der Kosmetikindustrie für sich zu öffnen. Nun ist den Plakaten, auf denen kopflose Damen ihre eins-a-rasierten Beine zeigen, kaum mehr zu entkommen. Auch die Wand zu meiner Linken ist damit zugestrichelt. Leere Plastiktüten und Zigarettenkippen treiben daran vorbei. Der penetrante Geruch nach Großküche lässt mich die Nase rümpfen, doch

er übertüncht immerhin den der Abgase. Ein Lkw zieht donnernd eine Dieselwolke hinter sich her, und ich kneife die Augen zusammen und stemme mich den Windstößen entgegen.

Kurzer Check in meiner Umhängetasche: Der Leinenbeutel mit dem groben Meersalz, dem frisch gemahlene Pfeffer, Rosenpaprika und Kümmel wartet auf seinen Einsatz. Heute muss ich noch vorsichtiger als sonst sein. Zwar bezweifle ich, dass die Köche zu Schichtende Reste ihrer eigenen Sauce von den benutzten Tellern lecken, doch die Gewürze duften aromatisch. Besonders der Thymian, von dem ich in letzter Minute ein paar Zweige abgebrochen habe. Ich reibe die Finger aneinander, um die Aromen der Kräuter abzubekommen. Dabei streife ich mein Notizbuch, in dem ich Kochideen sammle, bevor sie an meiner Küchenwand Platz finden. »Die Tarte meiner Träume« habe ich mir als neuesten Rezeptnamen ausgedacht. Allein bei dem Gedanken daran läuft mir das Wasser im Mund zusammen: mürbe Äpfel, die im Mund zergehen, auf einem kross gebackenen Teig, der mit Mehl, einer Prise Salz, Wasser und Butter auskommt. Aber auch, und das macht den Unterschied, mit nicht zu sparsam verwendetem Calvados, das Ganze gekrönt von einem schneckenhausgroßen Klecks Sahne und einer Prise Zimt.

Ein durchdringender Klingelton reißt mich aus meinen Träumen.

»Hallo?«, frage ich, ohne aufs Display geguckt zu haben. Es kann nur Annabelle sein, die noch Sonderwünsche für heute Abend hat. So wie letzte Woche, als sie mit den Worten in meine letzten Kochmanöver platzte: »Ich weiß, dass draußen dreißig Grad sind, aber irgendwie hab ich heute Lust auf Weihnachtliches. Was hältst du von Ente?« Natürlich gab es trotzdem Galettes bretonnes. Immerhin bastelte ich Annabelle einen Vogel aus Hefeteig. Als kleinen Trost.

»Hi«, sagt aber jetzt eine Stimme, die auf keinen Fall Annabelle gehört. Meine Nackenhaare stellen sich auf. Sie klingt so sanft, so weich, so samtig, als würde sie mir ein Wiegenlied singen. Dass ein einziges Wort so viel Gefühl transportieren kann ... Ich bin stehen geblieben und umklammere mein Handy. Mein Atem geht schwer, mein Herz ist unentschieden, ob es überstürzt klopfen oder stoppen soll. Denn obwohl wir uns seit fünf Jahren, neun Monaten und ein paar Zerquetschten nicht mehr gehört haben, brauche ich keine Millisekunde, um zu wissen, mit wem ich spreche.

»Was willst du, Rico?«, flüstere ich und klinge so heiser, als hätte ich geweint.

»Mit dir reden. Nichts weiter. Ich bin heute Morgen mit dem Gedanken an dich aufgewacht. Das ist doch nichts Schlimmes. Eigentlich doch eher was Schönes.«

Sanft und weich gräbt sich seine Stimme in mein Ohr. Ich sehe ihn vor mir. Besser gesagt sehe ich sein Lächeln vor mir, denn das ist neben seiner Stimme das, was ihn für mich ausmacht. Ricos Lachen ist wie in Holundersaft baden, so erfrischend und süß. Wenn er glücklich ist, lacht alles an ihm, sogar seine Hände scheinen zu glucksen. Er kann die Welt umarmen und sich von ihr umarmen lassen. An solchen Tagen neben ihm hatte ich keine Angst mehr vor dem Leben. Es erschien mir so einfach wie das Einmaleins.

Doch dann gab es die Kaugummitage, wie er sie nannte, in denen er am Boden klebte und kaum mehr den Kopf hochbekam. Er verschmolz mit dem Grau des Himmels, fand nachts keinen Schlaf, und seine Gedanken tropften zähflüssig durch sein Gehirn. Er sprach mit einer Düsternis, die kaum auszuhalten war. Ich aber hätte es aushalten können, da bin ich sicher. Beides – das Lachen und das Schweigen. Wenn ich nicht eines Tages todmüde nach Hause gekommen wäre und festge-

stellt hätte: Er war fort. Ebenso wie das Geld, das ich in kleinen Scheinen in einer Zwiebackdose aufbewahrt hatte.

»... so geht«, höre ich ihn jetzt.

»Gut«, antworte ich steif und spüre ein vertrautes Kribbeln. Diese Wut, ich weiß nie, wohin damit. Also presse ich die Lippen aufeinander und überlege, ob ich wortlos auflegen soll.

Laut saugt er die Luft ein. Selbst dieser Ton ist mir so vertraut, als wäre es mein eigenes Atmen.

»Ach, Spatz.«

»Nenn mich nicht Spatz! Nenn mich am besten überhaupt nichts, denn ich bin nicht mehr in deinem Leben, Rico. Lass mich in Ruhe!«

Er sagt nichts. Ich widerstehe dem Impuls, mir das freie Ohr zuzuhalten, damit die Straßengeräusche nicht hereindringen.

»Ich will doch nur mit dir reden«, sagt er leise.

Für einen Moment drohe ich einzuknicken. Es passt nicht zu ihm, dass er zuhört. Das war meine Aufgabe in den Jahren, die wir unsere Leben geteilt haben. Beziehungsweise in denen ich seines teilte. Doch ich habe Annabelle, Terese und mir selbst ein Versprechen gegeben. Trotz der Hitze habe ich Gänsehaut, während ich auf den Knopf drücke, merke, dass ich ihn verfehlt habe, und mit dem Daumen auf die Tastatur haue, bis er mir wehtut.

Aus. Erleichtert atme ich auf. Dass Tränen in meinen Augen lauern – geschenkt. Ich, Emmi Pape, habe mich nicht von Rico einlullen lassen. Ein Anfang, nicht?

Der Schritt, den ich tue, ist zu groß für meine Beine. Mein Körper geht in die Schiefelage. Im selben Moment fegt mir eine Böe in die Seite. Ich rutsche vom Bordstein ab und taumele auf die Straße. Grelles Hupen ertönt. Erschrocken reiße ich die Augen auf und die Arme hoch, als ich von hinten gepackt und zurückgezogen werde. Im ersten Moment fühle ich mich

ganz leicht. Ich kichere sogar, glaube ich, so unwirklich erscheint mir das Szenarium. Wäre ich gerade beinahe überfahren worden? Der dunkle Audi ist längst an mir vorbeigerast. Hinter den getönten Scheiben meinte ich, einen Mann wie wild gegen seine Stirn tippen zu sehen.

»Das war knapp«, höre ich hinter mir jemanden sagen. Immer noch in seltsam gehobener Stimmung, drehe ich mich um und blicke in die blausten Augen der Welt.

»Ähm, ja«, stottere ich und spüre, wie mir das Blut ins Gesicht schießt. Unter nachtschwarzen, leicht gewellten Haaren lächelt der Mann mich an. Eine außergewöhnliche Kombination, denke ich. Das helle Blau und das Schwarz. Dazu eine eher blasse Haut, von der sich sein großer, zu einem Lächeln verzogener Mund deutlich abhebt. Ich spüre meine Wangen noch heißer werden.

»Alles klar?«, fragt er mit einer Mischung aus Belustigung und Besorgnis. Stumm nicke ich, setze ein schiefes Grinsen auf und stolpere weiter. Erst als ich vor der gläsernen Eingangstür ankomme, fällt mir ein, dass ich mich nicht bedankt habe. Ich wirbele herum. Der Typ ist weg.

»Moin, Emmi«, nuschelt der Pförtner, nachdem er den Summer betätigt hat. Irgendwie schaffe ich es, die üblichen zwei, drei Sätze mit ihm zu wechseln, mich nach seiner Frau zu erkundigen, deretwegen er vor fünf Jahren von Hamburg nach Berlin gezogen ist. Wir haben in etwa zur gleichen Zeit begonnen, für Biancetti zu arbeiten, und ich erinnere mich noch genau an meine Nervosität, die gerade so meine Scham darüber übertünchte, als Servicekraft in einer Kantine anheuern zu müssen.

»Schönen Tach«, ruft er mir nach und wendet sich wieder seiner Sportzeitung zu.

Der Küchenbereich in der ersten Etage ist still. Bis eine Stimme ertönt, die mich an das sanfte Auf und Ab von Wellen erinnert. Mein Herz tut einen erleichterten Hüpf. Wenn ich Herrn Meier höre, fühle ich mich zu Hause. Obwohl er mein Chef ist. Obwohl er mein Chef in einer Großküche ist, in der ich nicht etwa als Köchin arbeite, sondern als »Mädchen«. Bei Biancetti ist »Mädchen« zu sein gleichbedeutend mit dem untersten Rang. Selbst die Kollegen, die morgens am Buffet den Salat drapieren, fühlen sich uns um Längen überlegen. Doch wenn einer keinerlei Standesdünkel hat, dann Herr Meier. Wir sind vom ersten Moment an miteinander ausgekommen, und niemals würde es ihm einfallen, mich von oben herab zu behandeln.

»Zerzaust siehst du heute aus, meine Liebe!« Sein Lächeln sorgt dafür, dass sich meine Gesichtsfarbe dem Normalton annähert und meine Atmung ruhig wird. Fast gelingt es mir, den Audi zu vergessen, den Mann mit den irritierend hellen Augen. Und Rico.

»Hast du die Menüfolge schon abgesteckt für heute Abend?« Mit bloßen Fingern wischt er über seine von Dampf beschlagenen Brillengläser. Fettflecken bleiben zurück, und mit einem leisen Kopfschütteln setzt er sie ab und reibt mit seiner Schürze daran herum.

»Wie bitte?«

»Ist heute nicht Montag?«, fragt er und sieht mich verwirrt an.

»Mon... Ach so. Ja. Klar. Natürlich. Alles in trockenen Tüchern.«

Herr Meier blickt mich nachdenklich an. »Ist alles in Ordnung? Gibt es irgendwelche Neuigkeiten?«

»Neuigkeiten?« Ich schüttele den Kopf. »Nicht wirklich. Ein Glück.«

Er verzieht das Gesicht. Wieso guckt er so gequält? Doch schon wendet er den Blick ab und sieht in Richtung Fenster, die so beschlagen sind, dass man die kargen Bauten rund um den Ostbahnhof nur erahnen kann. »Zu deinem Freundinnenabend heute – lass mich raten. Ein leichter Sommersalat mit Fisch, selbstgebackenes Brot, diverse Dips, ich schlage einen aus Schafskäse, Joghurt und Minze vor, verfeinert mit einem Spritzer Zitronensaft, eine leichte Auberginencreme würde auch passen, in Knoblauch gedünstete Zucchini-Juliennes mit einem Tick Tomatenmark, dazu gesalzene Butter und das beste Olivenöl der Stadt. Oder das beste, das du dir leisten kannst.«

Seitdem ich hier arbeite, errät Herr Meier mit besorgniserregender Hellsichtigkeit jedes meiner Montagabendmenüs. Heute aber liegt er falsch.

»Eine Consommé mit Wildkräutern als Starter«, sage ich und merke, dass ich Aufwind bekomme, »als Hauptgang gibt es tatsächlich Salat, den Fisch allerdings lassen wir weg, weil ...«

»... Annabelle keinen Fisch mag, stimmt, das hatte ich vergessen«, fällt er ein.

»Genau, und als Nachtisch habe ich über eine Karamellcreme nachgedacht mit einem Schuss ...«

»Tokaier.«

»Pff. Als ob ich so etwas bezahlen könnte. Nein. Prosecco. Ich gebe zu, es klingt gewöhnungsbedürftig, aber ich habe mir den Kopf darüber zerbrochen. Es könnte zusammenpassen. Oder?«

Nachdenklich kaut er auf seiner Unterlippe herum, wiegt den Kopf und hebt die Hände. »Probiere es. Ich bin gespannt. Wenn du morgen ein paar Minuten Zeit hast, erzähl mir da...«

Handy klingeln unterbricht ihn. Er greift in die Tasche seines Kittels und kraust die Stirn, als er auf das Display blickt.

»Entschuldige, Emmi, ich muss da rangehen.«

Er nimmt das Telefon ans Ohr, meldet sich barsch und dreht sich um. Ich sehe seiner langgezogenen Gestalt hinterher, die sich nach oben immer weiter verjüngt, bis zu einem schmalen Kopf, der von einem hellgrau melierten Bürstenhaarschnitt gekrönt ist. Annabelle hat ihn zwar erst einmal getroffen, ihn aber äußerst treffend beschrieben: »Der Mann sieht aus wie eine Mischung aus amerikanischem Major und Haubentaucher.«

In der Umkleidekabine entledge ich mich meines T-Shirts und der Jeans, stopfe meine Beine in die Stützstrumpfhose und nehme die Arbeitskleidung aus dem Schrank. Wenn Rico mich jetzt sehen könnte, er würde sich kaputt lachen. Emmi in einer Kantine ... Nix da. Er darf nicht wieder Gewalt über meinen Kopf übernehmen. Meine große Liebe und früherer bester Freund – er ist Vergangenheit.

Ich wische eine Träne von meiner Wange, obwohl niemand da ist, der sie sehen könnte, und wühle mich durch den Inhalt meiner Umhängetasche. Lakritz, weiche Kaugummistreifen, kaputte Kugelschreiber. Als ich eine Apfelsine ertaste, seufze ich erleichtert auf. Solange es keine Mandarinen gibt, trage ich immer eine oder zwei Orangen mit mir herum. Auf dem türkischen Markt am Maybachufer gibt es sie selbst im Hochsommer. Verglichen mit denen des Winters kommen sie nicht gut weg, trotzdem stehen sie auf der Liste meiner Lieblingsfrüchte an zweiter Stelle. Nachdenklich lasse ich sie von einer Hand in die andere rollen. Ihr Duft erinnert mich an Weihnachten, an die Dunkelheit draußen, warmes Licht im Innern, Tannennadeln auf dem Fußboden, Schnee auf der Fensterbank, das Gefühl von Geborgenheit.

Ich schäle sie und teile sie in Viertel. Als Kind habe ich die Spalten ausgesaugt. Zurück blieben die weißgrauen Häute, von denen sich abends ein kleiner Haufen im Mülleimer sammelte. Mittlerweile esse ich sie mit. Meistens jedenfalls.

Zahmer Ritter

Schritte aus dem Flur kündigen Gesellschaft an. Ich werfe die Apfelsinenreste in den Mülleimer und blicke im verzerrten Garderobenspiegel darüber in ein Gesicht, das unmöglich meines sein kann. Seine Farbgebung erinnert an Blutorangen, und neben die Augen sind dunkle Balken gemalt. Wohl die Wimperntusche, die meine Wimpern verlassen hat und nun schwarzbröcklig auf Schläfen und dem Nasenrücken klebt. Sah ich etwa eben auf der Straße schon so aus?

Mein helles Haar steht so zerzaust vom Kopf ab, als hätte ich es zu Abizeiten das letzte Mal gekämmt. Ich hole tief Luft und werfe mir ein schiefes Lächeln zu – positives Denken hilft zwar nicht, habe ich festgestellt, es schadet aber ebenso wenig, warum es also nicht weiter versuchen?

Doch so starre ich nur auf meine Zahnücke, und das hebt meine Laune nicht. Warum habe ich nicht auf meine Eltern gehört und sie mit elf machen lassen? Weil ich an die wahren Werte glaubte, die einen Menschen ausmachen, darum. Jetzt könnte ich mir einen Strauß Tulpen zwischen die Vorderzähne schieben. Was bei Vanessa Paradis ja sexy wirkt, bei mir aber eher an Pippi Langstrumpf erinnert. Kein Wunder, dass ich versucht bin, mir beim Lachen die Hand vor den Mund zu halten, da können Annabelle und Terese meine vollen Lippen

loben, so viel sie wollen. Die doofe Lücke macht alles halbwegs Charmante zunichte.

»Hallo«, trötet Sabrina, nachdem sie die Garderobentür aufgerissen und wieder hinter sich zugeknallt hat. »Geht's dir gut? Du siehst aber blass aus. Hast du dich übergeben?«

Ich schüttele den Kopf.

Sie pfeffert ihre Tasche auf einen Stuhl, reißt sich die Klamotten vom Leib, dreht und wendet ihre Bluse vor ihren eng zusammenstehenden Augen und hält sie mir dann anklagend hin.

»Oh Mann, ein Kaffeeleck, guck mal!«

Vor lauter Blumen kann ich keinen Fleck ausmachen.

»Der Finn schon wieder. Er liebt es, mit Flüssigkeiten zu hantieren. Heute Morgen hat er meinen Becher genommen, tief reingeguckt und gesagt: ›Mama, ich kann das Meer sehen.‹ So lustig, oder?«

Unter Nicken reiche ich die Bluse zurück und öffne meinen Spind.

»Mensch, jetzt muss ich schon wieder waschen, wenn ich nach Hause komme«, lamentiert sie weiter. »Dabei hat der Finn doch heute Flöte. Das ist immer so anstrengend montags. Wenn ich ihn um halb vier abhole, müssen wir sofort weiter nach Kreuzberg, danach zum Osteopathen, dafür geht übrigens das Geld drauf, das ich hier verdiene. Schlimm, oder? Und heute Abend schauen wir schnell beim Griechen vorbei, das mag der Finn gern.«

Ich nicke und versuche, meine Wimperntusche dazu zu bewegen, wieder an den ihr zugewiesenen Platz zurückzukehren. Vergeblich. Je mehr ich rubbele, desto stärker rötet sich die Haut, die schwarzen Balken bleiben trotzdem. So könnte ich als Neo-Punk durchgehen.

»Der Finn liebt Knoblauch. Komisch, oder? Jedenfalls freut er sich immer total, wenn er beim Griechen selber sein Essen

bestellen darf. Er sagt dann: »Für mich bitte Karamaro.« Aber der Kellner weiß, dass der Finn damit Calamari meint. Er tut dann immer so, als sei das richtig. Süß, oder?«

Ein Vierjähriger, der Meeresfrüchte mag? Der Finn scheint wirklich ein besonderes Kind zu sein, denke ich, während ich einen Schritt auf die Tür zu mache.

»Warte, ich komme mit!«

Im Eiltempo wird ihr Körper in den Kittel verpackt, und ihre hobbitähnlichen Füße rutschen unter die Schnallen der beige-grauen Sandalen. Sie folgt mir den Gang entlang zur Küche, deren weiß gefliester Boden so glitschig ist, als wäre er mit Seife bedeckt. Wir verfallen in Schneckentempo, die Arme wie Vogelscheuchen neben dem Körper ausgestreckt. Glücklicherweise funktioniere ich innerhalb dieser vier Wände auf Autopilot. Selbst im Finstern würde ich meinen Weg zur Suppenstation finden.

Durch die halb geschlossene Schiebetür zur Linken erhasche ich einen Blick auf die Spülmaschine, die unter gewaltigem Dröhnen Dampf Wolken auspustet. Stoßweise wird Feuchtigkeit zu uns herübergepumpt, hüllt den hinteren Teil der Kantine in weißen Nebel und perlt von den gefliesten Wänden herab. Sabrina und ich tasten uns zu den vier hintereinanderstehenden Essenswaggons vor, an deren rechter Seite sich ein silbrig schimmernder Tresen entlangzieht. Noch ist alles sauber. Keine verstreut liegenden Nudeln oder Reiskörner, keine Saucenflecken, keine schweißüberströmten Weißkittelmädchen, die leise keuchend Teller um Teller füllen und neben sich platzieren.

Im exakt richtigen Moment schnellte meine Hand zum Griff der vorderen Essensausgabe. Mit einem Spin schlitterte ich an Sabrina vorbei, greife nach Deckel eins und zwei und schaue darunter. An Wagen eins gibt es Labskaus, am zweiten Gulasch. Was wollte ich?

Ach ja, zum Gulasch. Gestern Abend habe ich ungarische Websites durchgearbeitet und herauszufinden versucht, wie man aus Schweinefleisch in sämiger, brauner Soße Székelygulyás zaubert. Schwer durchführbar wegen des fehlenden Sauerkrauts. Aber: Nachwürzen geht immer.

Die Köche klappern mit ihren Kellen, die Wartenden unterhalten sich gedämpft, was durch den schmalen Spalt, der sich zwischen Essensausgabe und dem Sichtschutz auftut, wie leises Summen klingt. Millimeter für Millimeter schiebe ich den Saucendeckel zur Seite.

»Na, Mädchen?«, ruft mir die Vorarbeiterin zu. »Alles gut?«

Schnell stopfe ich den Leinenbeutel in die Kitteltasche zurück. Hat Nurhan was gesehen? Zwar mögen wir uns, doch ich vermute, meine Würzexperimente gingen ihr zu weit. Dafür würde bestimmt nicht einmal Herr Meier Verständnis aufbringen.

»Gut, gut«, lüge ich. »Und bei dir?«

»Geht, geht!« Sie verschwindet wieder im Dunst. Ich lasse die Kümmelkörner in meine hohle Hand gleiten, zerreibe zwischen den Fingern das Meersalz und füge den Pfeffer hinzu. Jetzt noch einhändig die Thymianblätter vom Stengel zupfen – fertig.

Die feuchte Hitze frisst sich durch meine Kittelschürze. Ich stopfe ein paar Haarsträhnen unter mein Papierhütchen, als auch die letzten Weißkittel eintrudeln. Eine dünne Brünette sieht blass aus. Sie hat heute ihren ersten Tag, und wahrscheinlich ahnt sie, was für ein Höllenjob auf sie zukommt. Grußlos gleitet sie an Sabrina und mir vorbei und stellt sich mit zusammengekniffenen Lippen hinter mich an die Gemüseausgabe. Ein heller Klang ertönt. Wir heben die Deckel an. Aus den Kesseln steigen Dampfwolken auf. Hoffentlich erschnuppern weder Thomas noch Benno den Kümmelgeruch!

Doch die Köche sind so sehr mit jovialem Männergequatsche beschäftigt, dass ich ein Soufflé zubereiten könnte, ohne sie auf mich aufmerksam zu machen.

Ich lasse drei Stücke Gulasch auf das Porzellan gleiten und kreise mit der Kelle darüber, bis die Sauce eine formvollendete Spirale bildet. Ein Kunstwerk nach dem anderen gleitet auf meinen Tresenabschnitt, bis dort mit jeweils zwei Zentimetern Abstand sieben Teller stehen, die in einem Sternerestaurant serviert werden könnten. Bei Sabrina dagegen herrscht heilloses Labskausdurcheinander. Lauter knallpinke Häufchen, auf denen ein Spiegelei und eine saure Gurke thronen sollten. Die aber hängen über den Rand oder sind zu Boden gekullert. Ich überlege, ihr zu helfen, beschließe jedoch, lieber meine Kreationen zu betrachten. Fataler Fehler! Die Biancetti-Stakkatoarbeit ist schließlich die beste Antihaftbeschichtung, die je für störende Gedanken erfunden wurde. Alles gleitet ab und rutscht in den hintersten Winkel des Kopfes. Jetzt aber habe ich ausreichend Zeit, um Luft zu holen. Schon stiehlt sich Rico in meine Gedanken. Kurzentschlossen schiebe ich die mit Erbsen und Bohnen bestückten Schüsseln der Brünetten hinter mir zur Seite, um auf der Theke Platz für mein Gulasch zu schaffen. Weiter geht es, bis sich mein Bewusstsein vom Körper abkoppelt und meine Hände ihre Arbeit von selbst verrichten. Kelle, Teller, Tresen. Kelle, Teller, Tresen.

Jenseits des Sichtschutzes ertönt ein Klirren, gefolgt von einem schnappenden Geräusch. Und einem Brüllen.

»Wer war das?«

Mein Körper schaltet auf Stopp. Schweißüberströmt stehe ich da, den rechten Arm erhoben.

»Die da«, sagt die Neue von der Gemüseausgabe. Ihr dürrer Zeigefinger zeigt anklagend auf mich und erinnert mich an den der Hexe aus »Hänsel und Gretel«. Aus den Augenwin-

keln sehe ich Nurhan, die sich in überraschendem Tempo auf uns zubewegt.

»Was los?«

»Alles in Ordnung«, sage ich schnell.

»Nichts ist in Ordnung. Ich habe Gulaschsauce auf der Hose. Wo soll da was in Ordnung sein?« Die Frau, die so gebrüllt hat, steckt ihren Kopf von der anderen Tresenseite zu uns hindurch und fegt mit ihrem Haar die verstreut liegenden Erbsen und Bohnen auf. »Wer zahlt mir die Reinigung?«

»Ich wasche Ihnen die Hose«, schlage ich vor.

Sie starrt mich an, als hätte ich angeregt, das edle Stück zu filetieren. »Waschen? Sind Sie verrückt? Die hat vierhundert Euro gekostet. Das geht im Leben nicht mehr raus. Ich will eine neue.«

Kurz bin ich versucht, ihr meine im Tausch anzubieten. Doch beim Blick nach unten komme ich davon ab. Klein und fragil, wie sie wirkt, dürfte sie meterweit darin versinken. Außerdem will ich ihre Hose nicht.

»Was los?«, fragt Nurhan noch einmal und guckt von der Frau zu mir.

»Ein Teller ist runtergerutscht. Auf der anderen Seite.«

»Dir das passiert?«

»Ja.« Ich richte den Oberkörper auf. »Genau. Mir.«

»Wieso? Dir so was nie passiert!«

Die Frau trommelt mit den Fingern auf den Edeltahltresen und dreht mühsam den Kopf. Auf der rechten Hälfte kleben plattgedrückte Erbsen. »Ich möchte Ihren Chef sprechen. Sofort.«

»Hören Sie, bitte«, versuche ich es und setze mein freundlichstes Lächeln auf. Aus kalten Augen mustert sie mich. Um ihre Mundwinkel zuckt es, und für einen Moment keimt Hoffnung in mir auf. Wird sie mir gleich in die Seite boxen, ki-

chernd, und mir zuflüstern, dass ihr heute einfach nur nach großer Schau zumute war? Doch nein, jetzt bildet sich ein Grübchen in ihrem püppchenhaften Kinn, und sie sieht aus, als würde sie gleich vor mir ausspucken.

»Ihren Chef, wenn es recht ist. Sofort.«

»Darf ich?« Diese Stimme klingt angenehm. Gleichzeitig so sehr nach mächtigem Mann, dass sogar die Saucenfrau ihren Kopf zurückzieht und sich aufrichtet. Mit gebeugten Knien linse ich nach oben. Zuerst sehe ich einen Mund, der wirkt, als habe ein Kind sich beim Malen mit den Proportionen vertan. Er ist zu groß, ebenso wie die Zähne eigentlich zu weiß sind. Über der markant geschnittenen Nase leuchten zwei hellblaue Augen, die mir bekannt vorkommen. Mein Audi-Retter!

Er beugt sich herunter und schiebt seinen Kopf unter dem Sichtschutz hindurch. Sein Gesicht nähert sich meinem bis auf wenige Zentimeter. »Gibt es Probleme?«

Wenn ich es mir recht überlege, sieht er wie ein Götterbote aus. Ich werde ihn Hermes nennen. Obwohl der bestimmt blond war. Bei den alten Griechen waren alle hellhaarig, was eigentlich verwunderlich ist. Ich muss einen Schock erlitten haben. Was interessiert mich seine Schwarzhaarigkeit? Ich habe wichtigere Dinge, um die ich mich kümmern muss. Zum Beispiel um die Frau, an deren Frisur jetzt beidseitig Gemüse klebt.

»Haben Sie hier was zu sagen?«, wendet sie sich an Hermes, der sich wieder aufgerichtet hat. Jetzt sehe ich bloß noch die Stelle seines Körpers, an der unter seinem Anzug und dem blütenweißen Hemd sein Nabel sitzen müsste.

»Ja. Ich bin für das Personal zuständig.«

Ach, denke ich und versuche meinen Kopf so zu postieren, dass ich nichts verpasse.

»Ach?« Erstaunt guckt sie ihn an. »Zu meiner Zeit noch nicht. Also ... zu der Zeit, als ich hier eingestellt wurde. So lange ist das noch gar nicht her.«

Er begegnet ihrem Blick ohne ein Lächeln. Ihre Mundwinkel fallen in die Gerade zurück.

»Oder sind Sie nur für das Küchenpersonal zuständig?«

»Wie, nur?«, kräht Nurhan und stemmt ihre Fäuste in die nicht wahrnehmbare Taille. »Was heißen nur?«

»Für alle.«

Nurhan ist anzumerken, dass sie über Hermes' Worte ebenso erstaunt ist wie ich und die anderen Mädchen. Wir sind von Herrn Meier eingestellt worden, wurden mit Kaffee und Keksen bewirtet und freundlich darauf aufmerksam gemacht, dass wir Studentinnen sein müssen, um hier zu arbeiten. Damals war ich das sogar noch. Aber zurück zum Jetzt: Erstaunt bemerke ich, dass selbst Nurhan ungewohnt gerade dasteht. Hat sie etwa den Bauch eingezogen?

»Begleiten Sie mich doch bitte in mein Büro«, höre ich ihn sagen. Meint er mich? Doch schon wieselt Fräulein Erbsenschön hinter ihm her. Plötzlich bleiben sie stehen. Jemand versperrt ihnen den Weg, und dieser Jemand trägt leider eine beschlagene Brille. Ich wünsche mich so weit fort, wie es nur möglich ist.

»Ähm, Emmi«, sagt Herr Meier mit seiner melodischen Stimme. »Hat dieser Aufruhr mit dir zu tun?«

Hinter seinem Haubentaucherhaarbüschel erspähe ich eine Kochmütze. Benno, der Koch, muss mich verpiffen haben. So ein Verräter!

Ich beiße mir auf die Lippen und nicke. Hermes hat die Hände in die Seiten gestützt und starrt abwechselnd auf Herrn Meier und mich. Wieso unternimmt er nichts? Steht er als Universalpersonalmanager nicht über dem Boss für die Küche?